

MAURICE VLIEGEN (HRSG.)

# VARIATION IN SPRACHTHEORIE UND SPRACHERWERB

AKTEN DES 39. LINGUISTISCHEN  
KOLLOQUIUMS IN AMSTERDAM 2004

**Sonderdruck**



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

**Frankfurt am Main u.a. 2006**

## Variation in der Sprachwissenschaft

Heinrich Weber, Tübingen

### 1. Einleitung

Das Leitthema des 39. Linguistischen Kolloquiums, die Variation, rückt eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Sprachfähigkeit wieder ins Blickfeld. Die Theorien, die das 20. Jahrhundert dominiert haben, betonten den Aspekt der Einheitlichkeit. Ferdinand de Saussure sah in der *langue* das Prinzip der Einheit: „Während die menschliche Rede in sich verschiedenartig ist, ist die Sprache, wenn man sie so abgrenzt, ihrer Natur nach in sich gleichartig: sie bildet ein System von Zeichen [...]“ (Saussure 1916/1967, 17f.). Leonard Bloomfield bestimmte sich wiederholende ähnliche Äußerungen als gleich, z.B. *I am hungry*, von verschiedener Personen in verschiedenen Situationen gesprochen: „Außerhalb unserer Wissenschaft sind diese Ähnlichkeiten nur relativ, in ihr sind sie absolut.“ (Bloomfield 1926/1976, 37f.). Von Noam Chomsky stammt die Figur des idealen Sprecher-Hörers, der in einer homogenen Sprachgemeinschaft lebt und beim Sprechen keine Fehler macht (vgl. Chomsky 1965/1969, 13f.). Später hat Chomsky eine weitgehende Einheitlichkeit für die ganze menschliche Sprachfähigkeit angenommen, indem er eine angeborene Universalgrammatik konstatiert und die Variation auf das Setzen von einzelsprachlichen Parametern beschränkt.

Die Variation hebt die Einheitlichkeit zwar nicht völlig auf, weil sie einen gemeinsamen Rahmen voraussetzt, schränkt sie aber erheblich ein. Vor allem fordert sie nicht, dass das vorausgesetzte Gemeinsame eine starre und feste Realität besitzt. Wenn ich auf dem Weg von A nach B zwischen verschiedenen mehr oder weniger guten Verbindungen variieren kann, so setzt das nicht voraus, dass es eine reale optimale Verbindung gibt, auch wenn sie als Luftlinie oder künstliche Autobahn gedacht werden kann.

Im Folgenden wird gefragt, welche Konsequenzen es für die linguistische Theoriebildung hat, wenn man die Variation als wesentliche Eigenschaft sprachlicher Phänomene auffasst. Ich mache zunächst einige Bemerkungen über den Begriff „Variation“ und seine Anwendung auf verschiedenen Ebenen der Sprachstruktur. Dann wende ich mich meinem eigentlichen Thema zu, der Variation in der Sprachwissenschaft. Es soll deutlich werden, dass es bei der Einteilung der Wortarten im Ganzen und in Einzelfragen eine große Variationsbreite gibt und dass es bei der Klassifikation der satzkonstituierenden Wortgruppen nicht besser aussieht. Abschließend werfe ich die Frage auf, worauf die Variation in der Linguistik beruht, und mache den Versuch einer Antwort.

## 2. Zur Variation in der Sprache

In den linguistischen Wörterbüchern von Bußmann, Glück und Lewandowski gibt es kein Stichwort *Variation*, sondern nur *Variante* und *Varietätenlinguistik*. Die deutet darauf hin, dass die Variation nicht in ihrer grundsätzlichen Bedeutung betrachtet wird, sondern nur als speziellere Erscheinung in der Phonologie und bei der Binnengliederung komplexerer Sprachgemeinschaften. Meyers Enzyklopädie von 1979 kennt den Begriff „Variation“ in der Biologie und anderen Wissenschaften, aber nicht in der Linguistik. Der biologische Variationsbegriff besagt, dass es u.a. „bei gleicher Erbanlage und gleicher Umwelt im Rahmen der Variationsbreite vom Mittelwert abweichende (streuende) Merkmalsausbildung (z.B. in bezug auf die Früchte ein und derselben Pflanze)“ gibt (Meyer 24/1979, 355). Dieser Begriff müsste eigentlich besonders interessant sein für eine Linguistik, die die biologischen Grundlagen der Sprache in den Vordergrund stellt.

Auf den verschiedenen Ebenen einer Einzelsprache gibt es Analoga zur biologischen Variation. Phoneme haben Allophone, Morpheme Allomorphe. Derselbe Inhalt kann durch bedeutungsähnliche bzw. synonyme Wörter oder Phrasen bezeichnet werden. Die Wörter in Wortfeldern werden von verschiedenen Individuen mehr oder weniger unterschiedlich abgegrenzt (vgl. Weber 2004). Sätze variieren - gerade im Deutschen - so stark in ihrer Wortstellung, dass man kaum Parameter wie „Kopf zuerst“ oder „Kopf zuletzt“ ansetzen kann. Dass die Einzelsprachen in sich gegliedert sind und regionale, soziale und stilistische Varietäten aufweisen, ist hinlänglich bekannt und braucht hier nicht vertieft zu werden.

Die als Datengrundlage so wichtigen individuellen Grammatikalitätsurteile sind der Variation unterworfen. Bei Tests mit Studenten, bei denen u.a. Bewertungen in linguistischen Lehrbüchern nachgeprüft wurden, lässt sich eine große Streuung feststellen. So wurde z.B. der in einem Lehrbuch ausdrücklich akzeptierte Satz *Hans kauft das, das er will* (Wöllstein-Leisten et al. 1997, 48) von einer deutlichen Mehrheit der Studenten als falsch abgelehnt. Manche Linguisten neigen dazu, theoretische Entscheidungen von Ausdrücken abhängig zu machen, die unüblich oder nur in bestimmten Varietäten üblich sind, z.B. in der Alltagssprache, in der geschriebenen Sprache von Gebildeten oder gar nur in einem bestimmten Ideolekt. Der vom Grammatiker akzeptierte, aber eher alltagssprachliche Satz *Über wen hat der Fritz der Anna ein Buch gegeben* (Grewendorf 2002, 57) wird von einer größeren Minderheit der Studenten abgelehnt. Auch studentische Bewertungen sind nicht unproblematisch. Sie stützen sich nicht selten auf eine gelernte, wenn auch veraltete Norm statt auf den gegenwärtigen Sprachgebrauch. So wurde z.B. der Satz *Hans lag in seinem Bette* mehrheitlich akzeptiert, obwohl das Dativ-e fast ganz aus dem Sprachgebrauch verschwunden ist. Angesichts der Variation führt nur das traditionelle Verfahren, anhand von un-

fangreicherem Material den üblichen Sprachgebrauch festzustellen oder festzusetzen, zu tragfähigen Beschreibungen.

## 3. Variationen über Wortarten

Nach diesem Blick auf die Variation in der Sprache wenden wir und der Variation in der Sprachwissenschaft zu, und zwar am Beispiel der Wortarteneinteilung. Seit mehr als 2000 Jahren verwenden Grammatiken ungefähr die gleichen Wortartlisten. Trotzdem dürfte es nicht leicht sein, zwei unabhängig voneinander verfasste Grammatiken zu finden, die genau dieselben Wortarten nach genau denselben Kriterien unterscheiden. Die bekannteste Einteilung ist sicher die des Donat aus dem 4. Jahrhundert nach Chr., die aufgrund der Stärke der lateinischen Tradition bis in die Neuzeit stabil war. Sie enthielt die Wortarten Nomen, Pronomen, Verb, Adverb, Partizip, Konjunktion, Präposition, Interjektion. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts treten jedoch modifizierte Wortartlisten auf. Johann Christoph Adelung unterscheidet in seiner „Deutschen Sprachlehre für Schulen“ (1781, 6. Auflage 1816) elf statt acht Wortarten. Das Nomen wird in Substantiv und Adjektiv aufgeteilt, Artikel und Zahlwort kommen neu hinzu. Carl Ferdinand Becker hat dagegen in seiner „Schulgrammatik der deutschen Sprache“ nur sieben Wortarten. Der Artikel wird ins Substantiv, das Partizip ins Verb integriert, die Interjektion übergangen (vgl. Becker 3. Auflage 1835).

In den neueren Grammatiken findet man eher eine noch größere Vielfalt, wie der Vergleich der Listen zeigt. Die „Grundzüge“ (1981) unterscheiden zwischen Verben, Substantiven, Adjektiven, Pronomina und Unflektierbaren, haben also nur noch fünf Wortarten, weil sie die Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen zu einer Wortart zusammenfassen. Die Duden-Grammatik (1998) hat die Oberwortarten „Flektierte“ und „Unflektierte“ und als neue Wortart die Partikeln, in die die Interjektionen eingeschlossen sind. In Kürschner (2003) bilden diese wieder eine eigene Wortart. In der IdS-Grammatik lassen sich 26 Wortarten zählen (Zifonun et al. 1997, 67). Die hohe Zahl kommt durch die Subklassifikation der „Proterme“, „Partikeln“, „Junktoren“ und „interaktiven Einheiten“ zustande; ohne diese Subklassifikation kommen wir zu einer Liste von elf Wortarten, die u.a. die neuen Wortartbegriffe Proterm, Determinativ, Adkopula, Junktor und interaktive Einheit enthält. Die IDS-Grammatik unterscheidet sich also besonders deutlich in Abgrenzung und Benennung der Wortarten von anderen Grammatiken.

Die Variation wird noch größer, wenn man ins Detail geht. Der Terminus „Nomen“ kann als Synonym für „Substantiv“, als Oberbegriff für Substantive und Adjektive (heute noch in „Prädikatsnomen“) oder als Oberbegriff für alle deklinierten Wortklassen verwendet werden. In Ausdrücken wie *Das Mädchen singt schön* gilt in der deutschen Grammatik überwiegend die Übereinkunft, dass

*schön* kein Adverb ist, sondern ein Adjektiv in adverbialem Gebrauch. Die lateinische, französische und englische Grammatik nehmen dagegen ein Adverb an, weil es in der Regel durch ein Suffix formal gekennzeichnet ist.

Der Terminus „Partikel“ ist vielfach mehrdeutig; er kann mindestens für alle nichtflektierten Wortarten, für eine eigene selbstständige Wortart oder für eine Unterart der Adverbien stehen (vgl. Weber 1998). Zwischen Artikel und Pronomen sind mehrere verschiedene Grenzlinien vorgeschlagen worden. Man kann die Wortart Artikel auf den bestimmten und unbestimmten Artikel begrenzen, man kann mit Eisenberg die traditionellen Pronomina hinzunehmen, die sich von den selbstständig stehenden formal unterscheiden (*Mein Buch* - *Das Buch ist meines*) (vgl. Eisenberg 1999, 139) oder man kann alle Wörter als Artikelwörter oder Determinatoren auffassen, wenn sie in einer bestimmten Distribution vor einem Substantiv stehen. Die Partizipien wurden als eigene Wortart aufgefasst, als Verbformen oder als Adjektive klassifiziert oder unter die Verben und Adjektive aufgeteilt (vgl. Weber 2002). Die Aufzählung ließe sich fortsetzen.

#### 4. Variationen über Phrasen

Nicht besser sieht es aus, wenn man die Phrasen betrachtet, die den einfachen Satz konstituieren. Die Grammatiken stimmen darin überein, dass man nach der Art der Beziehung zum Verb verschiedene Typen von Satzgliedern unterscheiden kann. Die genaue Abgrenzung dieser Beziehungen ist aber umstritten. In Bezug auf das regierende Verb unterscheidet man zwischen Objekten und Adverbialien, Angaben und Ergänzungen oder Komplementen und Supplementen bzw. Adjunkten. Es handelt sich dabei um ähnliche, aber keinesfalls um gleiche Unterscheidungen. Ob man das Subjekt mit den Objekten unter dem Terminus „Aktant“ (Tesnière 1980, 97f.) zusammenfasst oder ihm eine Sonderstellung zuweist, z.B. als „Spezifikator“, unterliegt der Variation.

Traditionell werden die vom Verb regierten Satzglieder (die „Objekte“) nach der Form subklassifiziert (Kasus oder Präposition), die Adverbialien dagegen grob nach ihrem Inhalt (Zeit, Ort, Art und Weise, Grund). In der modernen Grammatik verwendet man dagegen für die vom Verb regierten „Argumente“ die Klassifikation nach der Theta-Theorie, die - in einer ihrer Varianten - inhaltlich Agens, Patiens, Instrument, Empfänger, Experiencer, Benefizient, Thema und Ort unterscheidet (vgl. Ramers 2000, 101). Umgekehrt unterteilt die Duden-Grammatik die Adverbialien nach der Form in Adverbialakkusativ, Adverbialgenitiv, adverbiales Satzadjektiv, Adverbgruppe als Adverbiale, adverbiale Präpositionalgruppe und adverbiale Konjunkionalgruppe (Duden 1998, 650).

Vergleicht man die Konstituentenstrukturen, die in den vergangenen fünfzig Jahren einfachen Sätzen zugeschrieben wurden, entdeckt man manche Ähnlich-

keiten, aber selten völlige Gleichheit. Es gibt Strukturen mit und ohne Verbalphrase (z.B. Chomsky 1957 vs. Eisenberg 1998/99). Man kann finite Verbformen als einheitliche Konstituenten auffassen oder in einen lexematischen Teil V und einen flexivischen Teil INFL oder gar in Agreement (AGR) und Tense (T) zerlegen und diese Teile unterschiedlichen Konstituenten zuweisen. Bei den Substantivgruppen kann man wählen, ob man sie als Nominalphrasen oder Determinativphrasen analysieren will.

Eine Doppelanalyse sei etwas genauer betrachtet: Man kann den Satz in Verbendstellung *dass Hans ein Buch gekauft hat* analysieren als *dass Hans ein Buch [gekauft hat]<sub>v</sub>*, d.h. aus der Kombination einer finiten und einer infiniten Verbform eine Konstituente bilden, oder als *dass Hans [ein Buch gekauft]<sub>vp</sub> hat*, d.h. das infinitive Verb mit dem Objekt als Konstituente zusammenfassen.

Im ersten Fall kann man sich auf die Analogie zur lateinischen synthetischen Form *emit*, auf die Substitution durch *kauft* oder *kauft*, auf die *ein Buch* und *gekauft* trennende Permutation *ein Buch hat Hans gekauft* oder darauf stützen, dass *\*ein Buch gekauft* als selbstständige Phrase ungrammatisch ist, weil das passive zweite Partizip allein kein Akkusativobjekt regieren kann, wohl aber die Kombination von Partizip und *haben*.

Für die alternative Analyse spricht, dass die deutschen zusammengesetzten Verbformen keine synthetischen Flexionsformen, sondern syntaktische Konstruktionen sind, in denen das kopfbildende finite Verb die infinite Verbform als Komplement regiert und dass die Permutation *ein Buch gekauft hat Hans* möglich (wenn auch weniger üblich) ist und damit die Wortfolge *ein Buch gekauft* als Konstituente erweist. Außerdem hat diese Analyse den Vorteil, dass alle Kombinationen finiter und infinitiver Verben (z.B. Modalverben mit Infinitiv, Passiv und Tempora) einheitlich beschrieben werden können, d.h. weitergehende Verallgemeinerungen möglich sind. Man beruft sich bei dieser Analyse vor allem auf die sorgfältigen Untersuchungen von Bech (1983); vielleicht spielt auch die bessere Übereinstimmung mit den Prinzipien der X-bar-Theorie eine Rolle. Allerdings muss man in Kauf nehmen, dass das passive Perfektpartizip hier ein Akkusativobjekt regiert, was in anderen Umgebungen ungrammatisch ist. Die Variation beruht darauf, dass der Analysierende zwischen verschiedenen Sprachsystem angelegten Analogien wählen kann, nämlich der syntaktischen Konstruktion aus finitem und infinitem Verb einerseits und der einheitlichen Tempusform „Perfekt“ andererseits, dass beide Analogien aber an ihre Grenzen stoßen, weil bei der syntaktischen Konstruktion das Akkusativobjekt nicht passt und bei der Tempusform die Distribution der Formen anders ist als bei der einfachen synthetischen Verbform.

Die Liste lässt sich fortsetzen, denn es gibt viele unvollständige Analogien und Regularitäten mit begrenzter Reichweite und damit Möglichkeiten zu alternativen Analysen. Natürlich gibt es für jede Analyse differenzierte und scharfsinnige Argumente. Manches Ergebnis hängt von dem vorgegebenen theoretischen

Rahmen ab und ist in ihm folgerichtig. Es sieht aber nicht danach aus, dass fortschreitende Forschung die Variation der Ergebnisse in Richtung auf eine einheitliche, aber noch nicht erkannte zugrundeliegende Realität reduzieren kann.

### 5. Folgerungen

Für die Variation in der Sprachwissenschaft bieten sich verschiedene Erklärungen an. In Frage kämen die noch unvollständige Erkenntnis, die Verbesserung der Analysen durch den wissenschaftlichen Fortschritt oder Unterschiede im Gegenstandsbereich, wie er durch verschiedene Fragestellungen konstituiert wird. Meine Vermutung geht eher in eine andere Richtung.

Sicherlich weist die menschliche Sprachfähigkeit gemeinsame Züge auf, die zu erforschen sich lohnt. Es ist aber wichtig, dass man dabei die Verschiedenheiten nicht aus dem Blick verliert. Dazu verhilft der Begriff „Variation“. Die Einheitlichkeit wird zu einem Problem, für das es verschiedene Lösungen gibt:

1. Die Einheitlichkeit kann im Gegenstand selbst liegen, also real sein, auch wenn sie nicht offen zutage tritt. So dürfte es heute im Gegenstandsbereich der Naturwissenschaften keinen vernünftigen Grund mehr geben, an der Realität unseres Sonnensystems oder des Periodensystems der chemischen Elemente zu zweifeln, obwohl es lange gedauert hat, bis man die zugrunde liegende Struktur verstanden hat.
2. Die Einheitlichkeit könnte die Einheitlichkeit eines von außen herangetragenen Systems sein. Die Erdoberfläche ist in dem Sinne einheitlich, als sie nach Längen- und Breitengraden bestimmt werden kann. Alle ausgedehnten Gegenstände haben gemeinsam, dass sie nach dem metrischen System gemessen werden können. Diese Einheitlichkeit ist aber eher zufällig, denn man könnte sie auch nach Zoll, Fuß und Meilen messen.
3. Die Einheitlichkeit könnte eine gemischte Einheitlichkeit sein, d.h. eine Einheitlichkeit, die in vager Form im Gegenstand oder in Teilen des Gegenstands selbst enthalten ist, aber erst in einem kreativen Akt von Erkenntnis und Erfindung entdeckt und dann verallgemeinert wird und damit auch an die Bereiche von außen herangetragen wird, die ihm nicht entsprechen.

Meine Vermutung ist, dass die Einheitlichkeit bei der Sprache von dieser dritten Art ist. Nicht ohne Grund ist seit der Antike der Streit zwischen Analogisten und Anomalisten unentschieden geblieben. Kandidat für eine auf Verallgemeinerung beruhende Einheitlichkeit könnte die Logik, insbesondere die Begriffslogik sein. So ist z.B. das von Platon und Aristoteles entwickelte System von Arten, Gattungen, Differenzen und Akzidentien, auf dem wissenschaftliche Definitionen

und Klassifikationen bis heute beruhen, eine Systematisierung von Unterscheidungen, die in Ansätzen in den Sprachen schon vorhanden sind und in den dialektischen Streitgesprächen der Athener Sophisten entdeckt wurden.

Die hier gemeinte Variation vor einem Hintergrund, der universelle Züge aufweist, lässt sich bei den gründlich erforschten Farbnamen gut beobachten. Die Farbnamen, mit denen Abschnitte eines physikalisch kontinuierlichen Spektrums eingeteilt werden, variieren in den verschiedenen Sprachen so stark, dass man sie lange als Beweis für die sprachliche Relativitätstheorie angeführt hat. Berlin & Kay haben aber im Vorkommen von Farbnamen in verschiedenen Sprachen Regelmäßigkeiten in dem Sinne entdeckt, dass es maximal elf Grundfarbwörter gibt und dass diese in den verschiedenen Sprachen in einer bestimmten Reihenfolge erscheinen. (vgl. Berlin & Kay 1969, 2) Sprachen unterscheiden sich tendenziell schwarz und weiß (bzw. hell und dunkel), dann rot, dann grün oder gelb, dann blau und erst danach die übrigen Farben. Dafür scheint es eine physiologische Grundlage zu geben. Pinker verweist auf eine Untersuchung, nach der das Auge „drei Typen von Zapfen“ enthält, die besonders auf rot/grün, blau/gelb und schwarz/weiß reagieren (Pinker 1994, 73). Im Unterschied zu Pinker muss man aber darin kein Argument für einen strikten Universalismus sehen, sondern nur eine Einschränkung der Beliebigkeit in Richtung auf bloße Variation in einem Variationsraum. Ähnlich kann man sich auch die Variation in der Sprachwissenschaft vorstellen.

Wenn die Einheitlichkeit in den Sprachen eine gemischte Einheitlichkeit ist, so hat das Konsequenzen für die linguistische Theorie und Methode.

Die Begriffe für Gemeinsamkeiten sind vage und ungenau, weil sie die ganze Breite der Variation erfassen sollen. So hat man den traditionellen Wortartbegriffen vorgeworfen, dass sie begrifflich unscharf sind und auf uneinheitlichen Kriterien beruhen. Der Vorwurf ist durchaus berechtigt. Angesichts der Variation ist aber diese logische Schwäche vielleicht ihre besondere Stärke. Man kann dabei an die semantische Prototypentheorie denken. Das prototypische Substantiv ist beispielsweise ein Wort wie *Haus*, das einen Gegenstand bezeichnet, nach Kasus und Numerus dekliniert wird, mit einem Artikel kombiniert ist und als Komplement fungiert. Man kann aber auch Wörter als Substantive bezeichnen, die nicht alle diese Eigenschaften aufweisen. In formaler Hinsicht ist auch *Lauf* ein Substantiv, obwohl es keinen Gegenstand, sondern einen Prozess bezeichnet. Eigennamen sind Substantive, obwohl sie meist keinen Artikel haben. Auch in Sprachen ohne Flexion unterscheidet man Substantive von Verben. Vermutlich waren die traditionellen Wortartbegriffe deshalb so erfolgreich, weil sie ins jeweilige Zentrum des möglichen Variationsbereichs passten.

Die intuitiven Grammatikalkriterien einzelner Individuen betreffen immer nur einen Punkt im räumlichen, sozialen und funktionalen Variationsbereich der Sprache und des Sprachgebrauchs. Weil sie je nach Situation und Kontext der Variation unterliegen, sind sie für sich allein noch nicht beweiskräftig. Sie sind durch andere Methoden (Belege, Befragungen, statistische Auswertungen) zu ergänzen, bevor sie zur Grundlage grammatischer Beschreibungen gemacht werden können.

Real ist nur die beobachtbare Variationsbreite. Man muss immer damit rechnen, dass eine eng gefasste Einheitlichkeit nicht in der Sprache, sondern nur in der Beschreibung zu finden ist. Dies ist dann der Fall, wenn Analogien oder Regularitäten über den Bereich hinaus, in dem sie tatsächlich gelten, verallgemeinert werden. Beschreibungen, die Einheitlichkeit anstreben, neigen so dazu, normativ zu werden. Als die Grammatiken noch die Funktion hatten, den richtigen Sprachgebrauch festzustellen, waren sie explizit normativ. Eine Grammatik, die wie Chomsky den idealen Sprecher-Hörer in einer homogenen Sprachgemeinschaft zu ihrem Gegenstand macht, ist es implizit, insofern sie einen idealen Sprecher konstruiert und die Sprachgemeinschaft homogenisieren muss.

Die Variation in der Linguistik beruht auf der Kreativität der Linguisten, immer wieder neue Begriffe und Begriffssysteme zu konstruieren und versuchsweise an die Sprachen heranzutragen. Diese bilden die sprachliche Wirklichkeit nicht unmittelbar ab, sondern sind bloße Fiktionen oder Modelle des Denkens zur Erfassung von bestimmten für relevant gehaltenen Eigenschaften der Wirklichkeit, wie beispielsweise in der „Philosophie des als ob“ von H. Vaihinger (1927) herausgearbeitet worden ist. Ob sie sich bewähren, zeigt sich erst im wissenschaftlichen Diskurs und in der Anwendung.

Die Annahme einer zugrunde liegenden Einheitlichkeit aller Sprachen, gegenüber der die Variation eine untergeordnete Rolle spielt, passt zwar zur Tradition des Rationalismus, zur biologischen Erklärung des Menschen aus seiner genetischen Ausstattung und zu einer Auffassung, nach der die Funktionsweise des menschlichen Geistes in Analogie zur Funktionsweise von Computern, d.h. durch eine „Computermetapher“ (Schwarz 1992, 16), erklärt werden kann.

Doch auch im Rahmen einer naturwissenschaftlich orientierten Sprachforschung gibt es Alternativen. Offenbar funktioniert das Gehirn nicht wie ein Computer, sondern sehr viel flexibler über ein Netzwerk unterschiedlich stark erregter Neuronen. Untersuchungen zum Spracherwerb zeigen, dass die Variabilität so groß ist, dass sie nicht durch das Setzen von Parametern erklärt werden kann (vgl. Elsen 1999, 213). Selbst die naturwissenschaftliche Anthropologie betont jetzt wieder den Anteil der „kulturellen Vererbung“ (und damit auch die Möglichkeit der Variation) an der Evolution des Menschen (vgl. Tomasello 1999).

Unter diesen Umständen kann die Einheitlichkeit auch in der Sprachwissenschaft nur begrenzt sein. Sie bleibt vage, wenn sie sich, wie bei der Einteilung der Wortarten, auf Prototypen in einem Variationsfeld bezieht. Sie erscheint größer, wenn sie durch ein Forschungsparadigma konstituiert wird, das von vielen befolgt wird. Hier besteht aber die Gefahr, dass man die Einheitlichkeit bloß durch Beschränkung des Gegenstandsbereichs auf seine regelmäßigen Züge erreicht. Tomasello betont die Bedeutung der Wissenschaftsgeschichte bei der Erforschung der „kulturellen Vererbung“ (Tomasello 1999, 243). Möglicherweise findet man angesichts der Fülle der Variation die sprachlichen und die linguistischen Universalien gerade dort, wo bestimmte Begriffe und Strukturen im Wechsel der untersuchten Sprachen und im Wandel der angewandten Methoden und zugrunde liegenden Theorien eine gewisse Konstanz bewahren.

## 6. Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1781/1816): Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuß. Landen. 6. Aufl. Berlin.
- Bech, Gunnar (1983): Studien über das deutsche Verbum infinitum. 2. Aufl. Tübingen (1. Aufl. 1955/57).
- Becker, Karl Ferdinand (1835): Schulgrammatik der deutschen Sprache. 3. Auflage. Frankfurt.
- Berlin, Brent & Kay, Paul (1969): Basic Color Terms. Her's Universality and Evolution. Berkeley, Calif.
- Bloomfield, Leonard (1926/1976): A Set of Postulates for the Science of Language. *Language* 2, 153-164 (dt. Übers. in: Bense et al. (Hrsg.): *Beschreibungsmethoden des amerikanischen Strukturalismus*. München, 36-48.
- Bußmann, Hadumod (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3. Aufl. Stuttgart.
- Chomsky, Noam (1957): *Syntactic Structures*. The Hague (dt. Übers. 1973: *Strukturen der Syntax*. The Hague).
- Chomsky, Noam (1965/1969): *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, Mass. (deutsch: *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt).
- Donatus, Aelius (1981): *Ars Donati grammatici urbis Romae*. In: Louis Holtz: *Donat et la tradition de l'enseignement grammatical*. Paris, 585ff.
- Duden (1998): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, bearbeitet von P. Eisenberg et al. 6. Auflage Mannheim.
- Eisenberg, Peter (1998/99): *Grundriß der deutschen Grammatik*. Bd. 1: *Das Wort*, Bd. 2: *Der Satz*. Stuttgart.
- Elsen, Hilke (1999): *Ansätze zu einer funktionalistisch-kognitiven Grammatik*. Konsequenzen aus Regularitäten des Erstspracherwerbs. Tübingen.
- Engel, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
- Glück, Helmut (Hrsg.) (1993): *Metzler-Lexikon Sprache*. Stuttgart.
- Grewandorf, Günther (2002): *Minimalistische Syntax*. Tübingen.
- Grundzüge (1981): *Grundzüge der deutschen Grammatik*. Von K.E. Heidolph et al. Berlin.
- Kitrschner, Wilfried (2003): *Grammatisches Kompendium*. Systematisches Verzeichnis grammatischer Grundbegriffe. 4. Aufl. Tübingen.
- Lewandowski, Theodor (1994): *Linguistisches Wörterbuch*. 3 Bde. 6. Aufl. Heidelberg.

- Meyer (1971-1979): Meyers Enzyklopädisches Lexikon in 25 Bänden. Mannheim.
- Pinker, Steven (1996): Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet. München.
- Ramers, Karl Heinz (2000): Einführung in die Syntax. München.
- Saussure, Ferdinand de (1916/1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin (franz. 1916: Cours de linguistique générale. Paris, Lausanne).
- Schwarz, Monika (1992): Einführung in die Kognitive Linguistik. Tübingen.
- Tesnière, Lucien (1980): Grundzüge der strukturalen Syntax. Stuttgart (franz. 2. Aufl. 1966).
- Tomasello, Michael (2002): Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt (engl. 1999).
- Vaihinger, Hans (1927): Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit. 10. Aufl. Leipzig (Neudruck Aalen 1986).
- Weber, Heinrich (1998): Was leistet die Wortart „Partikel“? In: Jörg Strässer (Hrsg.), Tendenzen europäischer Linguistik. Akten des 31. Linguistischen Kolloquiums Bern 1996. Tübingen, 280-283.
- Weber, Heinrich (2002): Partizipien als Partizipien, Verben und Adjektive - Über Kontinuität und Fortschritt in der Geschichte der Sprachwissenschaft. In: Adolfo Murguía (Hrsg.), Sprache und Welt - Festgabe in honorem E. Coseriu. Tübingen, 201-224.
- Weber, Heinrich (2004): Wo gibt es Wortfelder? In: Tóth, József (Hrsg.), Quo vadis Wortfeldforschung? Frankfurt, 37-56.
- Wöllstein-Leisten, Angelika et al. (1997): Deutsche Satzstruktur. Grundlagen der syntaktischen Analyse. Tübingen.
- Zifonun, Gisela et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. Berlin (Schriften des IDS, Bd. 7).